

*Peter studierte von 1969 bis 1976 Jura an der Freien Universität Berlin.
Heute arbeitet er als Rechtsanwalt.*

Das Interview führte Reinhard Neubauer, redigiert von Ernő Lőrincz.

Interview mit Peter aus B.

FU70: Hallo, wir sind auf der Suche nach ehemaligen Studierenden der Freien Universität Berlin, die uns etwas Erhellendes zur Geschichte der FU erzählen können. Und da dachten wir, Du wärest ein sicherlich profunder Experte für bestimmte Ereignisse.

P.: Da fühle ich mich sehr geehrt.

FU70: Die erste Frage ist: Wann hast Du studiert und warum ausgerechnet in Berlin?

P.: Meine Eltern sind mit mir kurz vor dem Mauerbau aus der DDR in den Westen verzogen. Ich habe dann eine Berufsschulbildung abgeschlossen und später mein Abitur gemacht. Ich wollte unbedingt in einer Großstadt studieren. Berlin faszinierte mich als „Frontstadt“ und Hochburg der Studentenbewegung und hatte außerdem einen angenehmen Nebeneffekt, damals jedenfalls: Die Bundeswehr musste draußen bleiben. Ich habe mich zum Wintersemester 1969/70 eingeschrieben und dann Rechtswissenschaften studiert. Ich hatte keine präzise Berufsvorstellung. Ich wollte etwas Neues ausprobieren und hatte mir ein Fach ausgesucht, von dem ich dachte, dass ich mit dem angeeigneten Wissen Menschen helfen kann. Der Staatsdienst hat mich nicht interessiert.

FU70: Als Du nach Berlin gezogen bist, gab es da eigentlich Probleme? Mit Wohnungen oder Wohnheimplätzen?

P.: Wohnheimplätze gab es eigentlich kaum. Billige Wohnungen zu bekommen war hingegen nicht das Problem. In Westberlin begannen damals die ersten Sanierungen. Dadurch wurden die kleinen unsanierten Wohnungen, etwa mit anderthalb Zimmern, Ofenheizung und Außentoilette, unattraktiv. Die konntest Du leichter bekommen. Ich wohnte anfangs in einem möblierten Zimmer in Friedenau, danach in einer Einzimmerwohnung mit Außenklo in der Nähe des Charlottenburger Schlosses.“

FU70: Was???

P.: Ja. Es gab außerdem einige linke Professoren, die hatten große Wohnungen in der Stadt angemietet und an Wohngemeinschaften untervermietet. Ich wollte aber lieber alleine wohnen.

FU70: Und wie ließ sich das alles finanzieren?

P.: Anfangs habe ich „Honnef“ bekommen.

FU70: Das „Honnefer Modell“ war eine finanzielle Unterstützung für Studierende, die in den 1950er Jahren auf einer Hochschulkonferenz in Bad Honnef beschlossen wurde.

P.: Ja. Der Haken war: „Honnef“ gab es nicht in den Semesterferien. Danach bekam ich BAföG. Das reichte eigentlich aus. Ich habe auch aufgrund meiner Berufsschulbildung als „Schrauber“ arbeiten können

und Autos repariert. Ab dem 6. Semester war ich Tutor.

FU70: Tutor... Wie lief denn das Studium? Der Fachbereich Rechtswissenschaften gilt gemeinhin als etwas konservativ.

P.: Du, in Berlin war die Hölle los. Auch die Uni war ein brodelnder Hexenkessel. Der SDS war im Zerfall begriffen, es bildeten sich viele linke Splittergruppen und „Kleinst-Parteien“.

FU70: Sind damals auch Vorlesungen gesprengt worden.

P.: Am Fachbereich 9? Ich kann mich nicht erinnern. Ehrlich gesagt war es eher so: Im 1. Semester bist Du brav zur Vorlesung gegangen, im 2. Semester zu ausgesuchten Veranstaltungen, ab dem 3. Semester hast Du das alles gemieden. Eine Raumnot am Fachbereich gab es nicht, wohl aber beengte Verhältnisse in der Bibliothek, wenn Hausarbeiten geschrieben wurden.

FU70: Na, das hat sich ja nicht geändert.

P.: Einiges ist schon anders! Die Rostlaube gab es damals nicht, sie war im Bau, später kam die Silberlaube dazu. Die große Mensa gab es noch nicht, wir gingen in die alte Mensa neben der Juristischen Fakultät in der Van-’t-Hoff-Straße.

FU70: Und was hast Du dann am Fachbereich gemacht?

P.: Wir haben eine eigene Gruppe gegründet, das SAKjur – Sozialistisches Arbeitskollektiv jura. Die Gruppe entstand durch eine Spaltung der „Roten Zellen“. Das SAKjur war ein Gegengewicht der antiautoritären Spontis zu den sich überall etablierenden maoistischen Gruppen und „Parteien“. Wir haben dann als Gruppe zusammen studiert und eine gemeinsame Kritik entwickelt. Wir haben uns auf die Übungen gemeinschaftlich vorbereitet und selbstorganisiert studiert. Gelernt haben wir anhand von Skripten, aber nicht die Repetitorien besucht.

FU70: Wie waren Fachbereich und Universität organisiert?

P.: Das wichtigste Gremium war der Fachbereichsrat. Eine Fachschaftsinitiative gab es nicht, der AstA war verboten worden. Ich war am Fachbereich als studentischer Vertreter in die Ausbildungskommission gewählt worden, die gibt es ja wohl heute noch. Auf universitärer Ebene gab es in den Gremien die Drittelparität: Professoren, Mitarbeiter, Studierende. Das führte dazu, dass entgegen dem Willen der Professoren der wissenschaftliche Mitarbeiter Kreibich als Uni-Präsident durchgesetzt werden konnte.

FU70: Du hast vorhin gesagt, in Berlin sei die Hölle los gewesen. Das lag sicher nicht nur an Fritz Teufel. Wie sah denn die Stadt aus und wie konntest Du da mit einer doch durchaus profilierten Auffassung leben?

P.: In Westberlin entwickelte sich eine richtige Gegenkultur. Es gab unzählige verschiedene Kleinstorganisationen, die Flugblätter verteilt haben, es gab die Zeitschrift 883 als Publikationsorgan für alle möglichen Erklärungen und die Zeitung „100 Blumen“...

FU70: Das klingt aber sehr chinesisch.

P.: Klingt so, war es aber nicht, es war eine Zeitung der Spontis, also der Antiautoritären, nicht der Maoisten! Und um eigene Freiräume zu schaffen, wurden studentische Kneipen aufgemacht. In meiner Lieblingskneipe durftest Du für ein Bier 10 Pfennig zusätzlich bezahlen als Solidarität für den Aufbau eines sozialistischen Zentrums. Das sollte in der Stephanstraße entstehen, in der ehemaligen Kommune 1. Jede Woche gab es eine Demo und „teach-ins“, aber eher an der TU. Die Studenten waren in der Bevölkerung ausgesprochen unbeliebt. Daher auch die Etablierung der Gegenkultur. In einer normalen Eckkneipe konnte ich mich mit meinen langen lockigen Haaren nicht blicken lassen. Damit bin ich eigentlich immer angeeckt. Wenn ich von Westdeutschland über die Transit-Autobahn zurück nach Westberlin fahren wollte, hatte ich kaum Probleme mit den Grenzern in der DDR. Es waren immer „unsere“ Polizisten, die mich anhielten und filzten. Lange Haare und 2CV¹...

FU70: Die Situation in Berlin war aber auch nicht entspannt...

P.: Ja. Als der SDS zerfiel, entstanden auch die militanten Gruppen. In Berlin zum Beispiel die Haschrebelln und die „Bewegung 2. Juni“.

FU70: Der Name erinnert an Benno Ohnesorg, der am 2. Juni 1967 während einer Demonstration gegen den Schah von Persien von einem Polizisten in Zivil erschossen wurde.

P.: Genau. Der Weg der Militanten in den Untergrund führte dazu, dass Anfang der 1970er Jahre in Westberlin zahlreiche Banken überfallen und ausgeraubt wurden. Später, im November 1974, wurde der Kammergerichtspräsident von Drenkmann erschossen und 1975 der Spitzenkandidat der Berliner CDU, Peter Lorenz, entführt. Die Linke geriet unter einen Generalverdacht und auch wir wurden mit Sachen identifiziert, mit denen wir nichts zu tun hatten. Das führte dann beständig zu Polizeikontrollen. Gerne durchsucht wurden die Wohngemeinschaften. In dieser aufgeheizten Atmosphäre wurde Ende 1971 Georg von Rauch erschossen, der zu den Westberliner Militanten gehörte. Danach wurde das alte Bethanien-Krankenhaus in Kreuzberg besetzt und in Georg-von-Rauch-Haus umbenannt. Ihr kennt vielleicht den Rauch-Haus-Song von Ton, Steine, Scherben? Der beschreibt das Ereignis.

FU70: „Der Mariannenplatz war blau...“

P.: Nein, jetzt nicht singen!! Das Ereignis war für mich Anlass, mich in der Roten Hilfe zu engagieren und im Ermittlungsausschuss „Georg von Rauch“. Das führte

¹ Gemeint ist der Citroën 2CV, besser bekannt als „Ente“. Anmerkung der FU70-Redaktion.

zu zahlreichen außeruniversitären Aktivitäten mit juristischem Bezug. Sprich: Durch das reale wilde Leben konntest Du viel für Deinen späteren Beruf lernen. Ich war die ganze Woche auf Achse: zwei Abende Treffen der Roten Hilfe, ein Plenum im Rauch-Haus, ein Plenum des SAKjur, dazu am Freitag ein „teach-in“ an der TU, dann noch Treffen mit anderen Sponti-Gruppen, Kampagnen vorbereiten und durchführen, Flugblätter herstellen und verteilen. Anfang der 70er Jahre: Das war ein Wahnsinnsleben, wenn Du mitten drin gewesen bist.

FU70: Entschuldige, wenn wir dann mal direkt nachfragen müssen: Wie hast Du eigentlich Dein Examen geschafft?

P.: Das ist eine gute Frage, auf die ich auch eine klare Antwort geben kann: Entscheidend war der Zusammenhalt in unserer Gruppe, dem SAKjur, das solidarische Zusammenarbeiten, das eigenverantwortliche Lernen, unsere gemeinsamen Diskussionen, das Feedback über die Gruppe. Ich denke, wenn wir alle ohne diesen Zusammenhalt versucht hätten, das Examen alleine zu packen, dann hätte das nie geklappt, in keinem einzigen Fall.

FU70: Das klingt nach einem guten Schlusswort.

P.: Na ja, vielleicht für das Ende des Studiums. Aber die Geschichte geht ja noch weiter. Mein Engagement an der Universität und in der Stadt ist nicht unbemerkt geblieben.

FU70: Na, das wollen wir doch hoffen.

P.: Das war dann doch deutlich anders, als Ihr jetzt vielleicht denkt. Ich hatte also Anfang 1976 mein 1. Staatsexamen geschafft. Um aber als Rechtsanwalt tätig werden zu können, musste ich noch ein Referendariat absolvieren und mit dem 2. Staatsexamen abschließen. Ich meldete mich also beim Kammergericht, um das Referendariat anzutreten – und wurde daraufhin mit einem Berufsverboteverfahren konfrontiert.

FU70: Wie das??

P.: Um Referendar werden zu können, musstest Du Dich beim Kammergericht bewerben und dort in das Beamtenverhältnis auf Widerruf übernommen werden. Ihr versteht: Beamter! Da durfte ich gleich zu einem Gespräch antreten, in welchem mir vorgehalten wurde, aufgrund meiner exponierten Stellung im SAKjur, ein Verfassungsfeind zu sein, und der könne leider, leider kein Beamter werden. Damit hätte ich dann meine Ausbildung nicht abschließen können.

FU70: Sauerei!

P.: Professor Uwe Wesel vom Jura-Fachbereich hat sich sehr für mich engagiert und auch die Professorin Jutta Limbach...

FU70: – die spätere Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts –

P.: ... war hellauf empört, dass mir versagt wurde, die Ausbildung abzuschließen.

FU70: Du wolltest doch sicherlich nicht Ministerpräsident werden?

P.: Ich erinnere mich dunkel: Da geriet ein Referendarkollege aus Baden-Württemberg auch in ein solches Berufsverboteverfahren, ja, ja. Nein, ich hatte keinerlei Ambitionen, in den Staatsdienst zu gehen. Beamter wäre ich nur während der Referendarzeit gewesen. Ich wollte freiberuflicher Anwalt werden, mein eigener Chef.

FU70: Und?

P.: Das Verfahren zog sich eine Zeitlang hin. Am Kammergericht war man sich nicht einig. Ich sagte ja schon: Der Kammergerichtspräsident von Drenkmann war einige Monate zuvor erschossen worden. Die Stimmung war gespannt. Am Ende und vermutlich auch unter dem Eindruck des Engagements aus der Professorenschaft der FU wurde ich dann doch verbeamtet und konnte mein Referendariat beginnen.

FU70: Lass mich raten: Brav bist Du auch danach nicht gewesen...

P.: Ich hatte immer noch meine langen Haare und fiel damit auf. Dann bin ich in den Personalrat der Referendarinnen und Referendare gewählt worden und war der letzte freigestellte Personalrat. Und habe dann gleich Anfang 1977 das Russell-Tribunal gegen Berufsverboteverfahren besucht, um mich fortzubilden.

FU70: Das riecht nach weiteren Konflikten.

P.: Ich bin nicht eingeknickt. Zahlreiche andere Menschen, vor allem aus den maoistischen Gruppen, hatten ihre studentische Vergangenheit als Jugendsünde abgetan und machten jetzt auf brav und bürgerlich, um ihr Fortkommen zu sichern. Ja, es gab weitere Konflikte. Denn die wilden 70er Jahre kulminierten 1977 mitten in meinem Referendariat im „Deutschen Herbst“. Im April 1977 wurde der Generalbundesanwalt Buback erschossen. Wir hatten damals eine Arbeitsgemeinschaft und unser Ausbilder, ein Richter, forderte alle Anwesenden auf, aufzustehen und eine Gedenkminute abzuhalten. Ich blieb sitzen.

FU70: Das kam bestimmt nicht gut an. Gab es für den Beamten Probleme?

P.: Seitens des Dienstherren wurde dieses Ereignis später einmal angesprochen und ich sagte: Ich komme aus der DDR, ich habe einschlägige Erfahrungen mit staatlich angeordneter Trauer, daher meine Aversion. Für das Kammergericht war das Thema damit erledigt. Es ging dann aber weiter. Im Göttinger AstA hatte ein Genosse aus der lokalen Sponti-Gruppe in einem „Nachruf“ auf Herrn Buback dessen Ermordung kommentiert und mit „ein Göttinger Mescalero“ unterschrieben. In dem Artikel schildert der Autor seine „klammheimliche Freude“ über den Tod des Generalbundesanwaltes,

um im Anschluss daran die Anwendung von Gewalt als politisches Mittel zu kritisieren. Das letztere wurde in der sich nun anschließenden aufgeregten Debatte regelmäßig ausgeblendet, die „klammheimliche Freude“ hingegen führte zu einer Hausdurchsuchung im AStA mit anschließender Strafverfolgung all jener Personen, die den „Mescalero-Nachruf“ veröffentlichten. Es gab damals den „Tenor“, eine Zeitschrift des „Verbandes der Berliner Gerichtsreferendare e. V.“ Ich war Mitglied der Redaktion, in der auch andere linke Organisationen vertreten waren. Schon recht bald traten die ersten Spontis an uns heran mit dem Ansinnen, dass aus Solidarität mit dem „Mescalero“ und als Absage an die Kriminalisierungswelle unbedingt der „Nachruf“ veröffentlicht werden müsse. Das gab lebhaftes Auseinandersetzen in der Redaktion.

FU70: Wie sah die Lösung aus?

P.: Wir haben den Artikel veröffentlicht und die „klammheimliche Freude“ geschwärzt. Dazu haben wir geschrieben: Wir mussten eine Stelle schwärzen, weil eine Veröffentlichung eine Kriminalisierung nach sich ziehen würde. Wer wissen möchte, was an dieser Stelle steht, könnte den genauen Wortlaut im „Spiegel“ oder in der „Frankfurter Rundschau“ nachlesen.

FU70: Und?

P.: Es passierte nichts. Aber der Lacherfolg war uns sicher.

FU: Dennoch hast Du auch das 2. Examen bestanden?!

P.: Ja.

FU70: Schlusswort?

P.: Zum Studium hatte ich mich ja schon geäußert: Gemeinsames und eigenverantwortliches Lernen und Studieren hat uns dahin gebracht, wo wir sind. Wir haben Ende der 1970er Jahre das erste solidarische Anwaltskollektiv gegründet, und das hat, immer noch in dieser Tradition stehend, die folgenden 40 Jahre bis heute überdauert. Darauf bin ich stolz.